

Der Geschmack des Archivs und der historische Sinn

von Mario Wimmer

„[...] machen wir nur von unserem Recht Gebrauch.
Vom Recht eines Historikers, der sich Probleme stellt,
statt Findbücher auszuwerten.“

*Lucien Febvre*¹

59.511 Zeichen

Die unkonventionelle Auseinandersetzung mit Archiven hat, nicht nur in Frankreich, Tradition. Wie Lucien Febvre forderte, Probleme an die Archive heranzutragen, die von den staatlichen Behörden nicht vorgesehen waren, so reflektierte Ende der achtziger Jahre Arlette Farge in einem nun in deutscher Übersetzung vorliegenden Essay über ihre Arbeit mit Gerichtsakten aus dem 18. Jahrhundert in der Pariser *Bibliothèque de l’Arsenal*.² Ihre Überlegungen zur Archivarbeit sind auf die intensiven *Archiverfahrungen* jahrelanger Forschung bezogen und gehen weit über das hinaus, was wir uns angewöhnt haben, als historische Methode³ zu bezeichnen. Dabei ist Farge bemüht, zwischen der Erfahrung im Archiv, historischer Forschung und dem Schreiben von Geschichte zu unterscheiden. Bei aller Sympathie mit dem Reich der Fiktionen bleibt sie der Evidenz der Archivadokumente verpflichtet, etwa, wenn es darum geht, die notwendige Revision von Geschichte gegen relativistischen Revisionismus zu verteidigen (76f). Diese Absicherung erlaubt eine Gratwanderung an den Rändern historischer Einbildungskraft im Archiv. So ist *Der Geschmack des Archivs* eine Herausforderung für unser Metier, zugleich ist er gewiss dazu geeignet, die Arbeit mit handschriftlichen Quellen schmackhaft zu machen. Von jenen, die sich mit guten Gründen von dieser traditionellen Arbeitsweise und einem etablierten Archivbegriff gelöst haben, kann der Essay wie ein Reisebericht in eine fremde Welt gelesen werden. Das Erscheinen der deutschen Ausgabe bildet den Ausgangspunkt, um einige von Farges Überlegungen aufzugreifen und mit Forschungen der vergangenen zwei Jahrzehnte anzureichern.

1 Lucien Febvre, Margarete von Navarra. Eine Königin der Renaissance zwischen Macht, Liebe und Religion, hg. von Peter Schöttler, Frankfurt a.M.– New York 1998, 18.

2 Arlette Farge, *Der Geschmack des Archivs*. Übersetzt von Jörn Etzold mit einem Nachwort von Alf Lütke, Göttingen 2011 [frz. Originalausgabe: *Le goût de l’archive*, Paris 1989]. Im Folgenden wird im Text in runden Klammern zitiert. Die interessanteste Besprechung des Bandes stammt von Alain Corbin in den *Annales. Économie, Sociétés, Civilisations* 46 (1991) H. 3, 595–597.

3 Etwa im Sinn von Lorraine Daston, Die unerschütterliche Praxis, in: Rainer Maria Kiesow/Dieter Simon (Hg.) *Auf der Suche nach der verlorenen Wahrheit: Zum Grundlagenstreit in der Geschichtswissenschaft*, Frankfurt a.M. – New York 2000, 13–25.

Die Aktualität des Texts besteht weniger in seiner analytischen Schärfe, als dass er ein Geschichtsdenken dokumentiert, das überraschender Weise bereits historisch geworden ist.⁴ Dabei liegt das Augenmerk erstens auf der Entstehung des *Geschmacks des Archivs* in der handwerklichen Praxis unseres Metiers,⁵ zweitens auf unterschiedlichen Vorstellungen darüber, wie Historikerinnen und Historiker mit dem Archiv „kommunizieren“. Schließlich möchte ich argumentieren, dass die Sinnlichkeit des Archivs, die Farge als Geschmack umschreibt, ein Effekt eines modernen historischen Sinns ist, der seine wechselhafte und nachhaltige Wirkung entfaltet.

Seit Leopold von Ranke sich in den 1820er Jahren von der kritischen Lektüre gedruckter Quellen abgewendet und sich den entlegenen Dokumenten in den Archiven und Handschriftenabteilungen gewidmet hatte, wurde die Archivforschung eine „grundlegende und paradigmatische Aktivität von Historikern“.⁶ Schon zuvor hatten sie Archivadokumente gelesen, aber diese Praxis hatte nicht eigentlich den Charakter historischer Arbeit begründet.⁷ Zu Beginn des Zeitalters der modernen Geschichtswissenschaft lagen viele Dokumente verstreut und ungeordnet, wenn sie nicht durch den Sturm auf die Archive während und nach der Französischen Revolution oder als Folge zahlreicher Klosterauflösungen auf den Straßen gelandet waren. Die Vorstellung, dass im Verlauf des 19. Jahrhunderts die Ordnung der Archive im selben Maß zunahm, in dem sich die Obsession für die Vergangenheit verbreitete, hat sich als Irrtum herausgestellt.⁸ Erst mit der Einführung und allmählichen Durchsetzung des Provenienzprinzips Anfang des 20. Jahrhunderts wurde ein internationaler Standard durchgesetzt,⁹ der es Historikerinnen und Historikern fortan erlaubte, Findbücher zu konsultieren und Dokumente aufzuspüren,¹⁰ doch gingen die Fragen der historischen

4 Ein Umstand, der Martin Kröger, Archivar am Auswärtigen Amt der Bundesrepublik Deutschland, zu einer polemischen Rezension veranlasst hat, in der er – nicht ganz zu unrecht – fragt, warum Farges Essay mit zwanzig Jahren Verspätung eine deutsche Übersetzung verdient hat: <http://hsozkult.geschichte.hu-berlin.de/rezensionen/2011-4-194> (18.12.2011)

5 Dazu Philipp Müller, *Geschichte machen. Überlegungen zu lokal-spezifischen Praktiken in der Geschichtswissenschaft und ihrer epistemischen Bedeutung im 19. Jahrhundert*. Ein Literaturbericht, in: *Historische Anthropologie* 12 (2004) H. 3, 415–433.

6 Carolyn Steedman, *Dust. The Archives and Cultural History*, New Brunswick NJ 2002, X.

7 Zuletzt und grundlegend die beiden Aufsätze Kasper Rijsbjerg Eskildsen, *Leopold Ranke's Archival Turn. Location and Evidence in Modern Historiography*, in: *Modern Intellectual History* 5 (2008) H. 3, 425–453; Philipp Müller, *Doing Historical Research in the Early Nineteenth Century. Leopold Ranke, the Archive Policy, and the Relazioni of Venetian Republic*, in: *Storia della Storiografia* 56 (2008) H. 2, 80–103.

8 Lara Jennifer Moore, *Restoring Order. The École des Chartes and the Organization of Archives and Libraries in France, 1820–1870*, Duluth MN 2008 [posthum veröffentlichte Dissertation an der Stanford University 2001].

9 Zur Einführung des internationalen Standards Lawrence D. Geller/Joseph Cuvelier, *Belgian Archival Education and the First International Congress of Archivists, Brussels, 1910*, in: *Archivaria* 16 (1983), 26–34. Aus der umfangreichen Literatur dazu: Jürgen Kloosterhuis (Hg.), *Archivarbeit für Preußen. Symposium der Preußischen Historischen Kommission und des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz aus Anlass der 400. Wiederkehr der Begründung seiner archivischen Tradition*, Berlin 2000; Shelley Sweeney, *The Ambiguous Origins of the Archival Principle of „Provenance“*, in: *Libraries & the Cultural Record* 43 (2008) H. 2, 193–213.

10 Als Einführung geeignet sind etwa Eckhard Franz, *Einführung in die Archivkunde*, Darmstadt 2010; Norbert

Forschung schon bald über die Ordnungsvorstellungen der Behörden hinaus. Die staatlichen Archivverwaltungen wurden in der Überlieferungsbildung zunehmend selektiv. Parallel zur exponentiellen Zunahme von Schriftlichkeit in der Verwaltung entstand der Grundsatz, Archive sammeln nicht, sie scheiden aus der Behördenüberlieferung aus. So bewahren heute staatliche Archive in Deutschland lediglich rund fünf Prozent des Behördenschriftguts. Demgegenüber steht die Masse digital überlieferter Daten im Internet, die uns hauptsächlich mittels Suchmaschinen zugänglich sind, deren Algorithmen stärker sind als unsere alltäglichen Suchstrategien. Seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert begannen sich Historiker für Probleme zu interessieren, die oft nicht mehr mit den abgelegten Akten der Verwaltung beantwortet werden konnten: Fragen der Gesellschaft, der Mentalitäten, des Alltags oder der Kultur. Teils wurden neue Archive erschlossen oder begründet, teils wurden staatliche Archive mit unerwarteten historischen Fragen konsultiert.

Als Arlette Farge Ende der achtziger Jahre einen Essay über ihre Archiverfahrungen verfasste, hatte sie sich bereits in mehreren Arbeiten der Geschichte des Alltags gewidmet. Nach einer Ausbildung zur Juristin, hatte sie sich zunehmend für die abgelegten Akten der Gerichte zu interessieren begonnen, aus denen sie bis heute die Geschichte des Alltags und der Lebenswelten von Frauen und Männern im Paris des 18. Jahrhunderts rekonstruiert. Dabei achtete sie stets auch auf sozialpolitische Fragen. Die Schülerin von Robert Mandrou widmete sich von Beginn an der Mentalitätengeschichte und dem intensiven Quellenstudium. In den ersten Jahren ihrer Arbeit als Historikerin hat sie vielfach mit renommierten Kollegen kooperiert: Nach ihrem ersten Buch¹¹ begann sie auf Anregung von Jacques Revel¹² an *Vivre dans la rue à Paris au XVIIIe siècle*¹³ zu arbeiten, das ihr die Bekanntschaft mit Michel Foucault einbrachte. Mit ihm hat sie eine Edition von Gnadengesuchen an den französischen König, die *Lettres des cachet*, herausgegeben. Durch das gemeinsame Projekt mit dem Philosophen des Archivs¹⁴ entwickelte sie ihre Lektüre der Gerichtsakten des 18. Jahrhunderts weiter und begann zunehmend über die eigene Perspektive auf die vergangenen Leben nachzudenken. Viele ihrer Arbeiten wurden prominent besprochen und übersetzt. Sie wurde zu einer für ihre Schreibweise und ihre kritische Haltung bekannten Historikerin, deren Arbeit

Reimann (Hg.), *Praktische Archivkunde, Ein Leitfaden für Fachangestellte für Medien- und Informationsdienste. Fachrichtung Archiv*, Münster 2008; Sabine Brenner-Wilczek/Gertrude Cepl-Kaufmann/Max Plassmann, *Einführung in die moderne Archivarbeit*, Darmstadt 2006; Martin Burkhardt, *Arbeiten im Archiv: Praktischer Leitfaden für Historiker*, Paderborn 2006; James O’Toole/Richard J. Cox, *Understanding Archives & Manuscripts*, Chicago 2006; Dietmar Schenk, *Kleine Theorie des Archivs*, Stuttgart 2008.

11 Arlette Farge, *Délinquance et criminalité: le vol d'aliments à Paris au XVIIIe siècle*, Paris 1974

12 Mit ihm schrieb sie später auch eine Monographie: *Arlette Farge/Jacques Revel, Logiques de la foule, l'affaire des enlèvements d'enfants – Paris 1750, Paris 1988.*

13 Arlette Farge, *Vivre dans la rue à Paris au XVIIIe siècle*, Paris 1979.

14 Dazu Petra Gehring, *Foucault – Die Philosophie im Archiv*. Frankfurt a.M. – New York 2004.

so viel öffentliche Aufmerksamkeit zukam, um einen Essay zu rechtfertigen, der sich nicht der Vergangenheit, sondern der Arbeit der Historikerin im Archiv widmete. Womöglich hatte für Farge Ende der 1980er-Jahre die heute beinahe wieder vergessene Frage von Pierre Bourdieu nach der „Objektivierung des objektivierenden Subjekts“¹⁵ eine gewisse Rolle gespielt: denn *Der Geschmack des Archivs* ist ein praxeologisches Experiment, die Produktionsbedingungen von Geschichte im Archiv, wenn auch leicht subjektivistisch, zu untersuchen. Trotz der Subjektivität dieser Erfahrungen spricht Farge in guter Tradition – wie etwa Marc Bloch – nie von sich in erster Person und auch mit „elle“ ist nicht immer sie, sondern eine Benutzerin gemeint.¹⁶

Der Blick auf das Archiv reflektierte in mehrfacher Weise dieses historiographische Interesse: So beschreibt sie den Alltag des Archivs, die vielleicht banalen Ängste und Hürden, die es zu überwinden gilt; sie schreibt von der faszinierenden Materialität der Papiere und der Überraschung, wenn sich in den Dossiers zwischen den Blättern ein Ding findet. Es geht ihr um eine Einstellung dem historischen Material und den darauf eingezeichneten Spuren vergangenen Lebens gegenüber, und um die Faszination, die davon ausgeht – eine Faszination, die in den vergangenen Jahren eine überraschende Konjunktur erlebte.¹⁷

Durch ein gewandeltes Verhältnis zu Vergangenheit und Geschichte erneuerte sich auch das Verständnis vom Archiv. Das galt selbstverständlich für die Geschichtswissenschaften, aber auch die Philosophie¹⁸, die Kulturwissenschaften¹⁹ oder die Kunstszene²⁰. Eine der erneuerten Fragen im Zusammenhang mit dem Archiv richtete sich auf die Materialität und Medialität der historischen Materialien. Auch Farge schrieb über die Materialität der Dokumente und die sinnliche Erfahrung und dachte darüber nach, wie sie in den Wahrnehmungs- und Erkenntnisprozess eingehen. Damit richtete sie unsere Aufmerksamkeit auf einen Aspekt, der in den letzten Jahren virulent geworden ist: Es gibt ein neues Interesse für die Dinge, das

15 Pierre Bourdieu, *Homo academicus*. Frankfurt a.M. 1988.

16 Dazu die literaturwissenschaftliche Analyse von Philippe Carrard, *Une historienne et le «personnel»*. *Le Goût de l'archive* d'Arlette Farge, in: *Sociétés & Représentations* 1 (2002) H. 13, 227–245.

17 Dazu Sebastian Jobs/Alf Lütke (Hg.), *Unsettling History. Archiving and Narrating in Historiography*, Frankfurt a.M. – New York 2010.

18 Etwa Michel Foucault, *Archäologie des Wissens*, Frankfurt a.M. 2002; Jacques Derrida, *Dem Archiv verschrieben. Eine Freudsche Impression*, Berlin 1997.

19 Eine knappe Auswahl: Anke te Heesen/Emma C. Spary (Hg.), *Sammeln als Wissen. Das Sammeln und seine wissenschaftsgeschichtliche Bedeutung*, Göttingen 2001; Wolfgang Ernst, *Das Rumoren der Archive. Ordnung aus Unordnung*, Berlin 2002; Leander Scholz/Hedwig Pompe (Hg.), *Archivprozesse. Die Kommunikation der Aufbewahrung*, Köln 2002; Sven Spieker, *Bürokratische Leidenschaften. Kultur und Mediengeschichte im Archiv*, Berlin 2004; Antoinette Burton (Hg.), *Archive Stories: Facts, Fictions, and the Writing of History*, Durham NC 2006.

20 Vgl. Ingrid Schaffner/Matthias Winzen, *Deep Storage. Arsenale der Erinnerung. Sammeln, Speichern, Archivieren in der Kunst*, München – New York 1995; Beatrice von Bismarck (Hg.), *Interarchive. Archivarische Praktiken und Handlungsräume im zeitgenössischen Kunstfeld*, Köln 2002; Sven Spieker, *The Big Archive. Art From Bureaucracy*, Cambridge MA 2008.

Reale, und die Inszenierung von Geschichte – Fragen, die auch in der historischen Anthropologie nachhaltige Resonanz gefunden haben.

1. Archivalltag

In ihren Beobachtungen des Archivalltags spiegelt sich Arlette Farges Interesse für die Geschichte einfacher Leute und deren Denken.²¹ In zahlreichen Studien beschäftigte sie sich mit den Niederungen des Alltags und verlieh dieser lange Zeit vergessenen und übersehenen Sphäre der Vergangenheit die Würde eines wissenschaftlichen Untersuchungsgegenstands.²² Dadurch war und ist ihr unkonventioneller Blick auf das Archiv geprägt. Aus einem spezifischen Interesse für die Ereignisse der Geschichte, die unterhalb der Haupt- und Staatsaktionen liegen, erlebte sie das Archiv mit seinen Aktenmassen als Ort des beredten Schweigens (45). Trotz dieser konzeptionellen Klammer nehmen sich die Beobachtungen der alltäglichen Geschehnisse im Archiv eigenwillig aus; sie haben eher chronistisch-anekdoteschen als streng analytischen Charakter. Die kursiv gesetzten Miniaturen über den Archivalltag sind ethnographische Notizen aus dem Feld des Archivs und erinnern daran, wie wichtig eine historische Ethnographie der Arbeitsorte der Historikerzunft bleibt.²³ Die unverhüllte Intimität der Schilderungen des Archivalltags hat vordergründig wenig Bezug zum historischen Erkenntnisprozess. Beim ersten Lesen wirkt diese Welt der Archive skurril,²⁴ wenn nicht gar „surrealistisch“ überzeichnet.²⁵ Doch bei genauerer Lektüre zeigt sich, dass diese Anekdoten häufig übersehene Elemente der Arbeit im Archiv kenntlich machen: die Angst vor seinen undurchsichtigen Regeln, die stumme Gleichförmigkeit der

21 Das wird etwa besonders deutlich in einem Gespräch mit Michel Foucault, mit dem sie an einer Edition von Archivdokumenten, den *Lettres de cachet* gearbeitet hatte in *Le Matin* im Februar 1984 abgedruckt in: ders.: *Dits et Ecrits*, Schriften, Bd. IV, 348, Frankfurt a.M. 2005, 799–897, 803.

22 In deutschen Übersetzungen: Arlette Farge, *Lauffeuer in Paris. Die Stimme des Volkes im 18. Jahrhundert*, Stuttgart 2002; dies./Michel Foucault, *Familiäre Konflikte: Die Lettres de cachet. Aus den Archiven der Bastille im 18. Jahrhundert*, Frankfurt a.M. 2000; dies., *Das brüchige Leben. Verführung und Aufruhr im Paris vor der Revolution*, Berlin 1989; dies./Jacques Revel, *Logik des Aufruhrs. Die Kinderdeportationen in Paris 1750*, Frankfurt a.M. 1993.

23 Ansätze dazu bieten in Frankreich die Arbeiten des Laboratoire d'anthropologie et d'histoire de l'institution de l'institution de la culture (*Lahic*), etwa Sylvie Sagnes, *Le passé des historiens locaux, Ethnologies comparées*, 4, 2002, <http://alor.univ-montp3.fr/cerce/r4/s.s.htm> (8.11.2011). Sandra Beaufaÿs, *Wie werden Wissenschaftler gemacht? Beobachtungen zur wechselseitigen Konstitution von Geschlecht und Wissenschaft*, Bielefeld 2003; Martin Schmid, *Kritisieren als Erkenntnispraxis: Thesen zur Lehrkultur der Wiener Geschichtswissenschaft*, in: Martin Arnold/Roland Fischer (Hg.), *Disziplinierungen. Kulturen der Wissenschaft im Vergleich*, Wien 2004, 165–201; Alexander Kraus u.a. (Hg.), *Sondernummer: „Notation – Niederschrift – Geschichte“ von zeitenblicke* 9 (2010) H. 2; ders./Birthe Kohtz, „Geschichte als Passion“. Über das Entdecken und Erzählen der Vergangenheit. *Zehn Gespräche*, Frankfurt a.M. – New York 2011.

24 Alf Lüdtke, *Nachwort*, in: Farge, *Der Geschmack des Archivs*, 101–116, 103.

25 Jo Tollebeek, *Turn'd to Dust and Tears: Revisiting the Archive. Review of Dust: The Archive and Cultural*

Arbeiten, oder die Aufregung über einen unerwarteten Fund. Vielleicht müssen wir uns diesen Trivialitäten aussetzen, um uns mit den unbewussten Aspekten unserer täglichen Arbeit zu konfrontieren.²⁶ Auch die britische Sozialhistorikerin Carolyn Steedman hat in ihrem Buch *Dust* die Archivkultur in ihrer – teils historischen, teils gegenwärtigen – Alltäglichkeit beschrieben und dabei wichtige Verbindungen zur historiographischen Praxis gezogen.²⁷ So zeigte sie etwa, wie die unheimliche Vorstellung der Anwesenheit von Toten, als Abwesenheit des Vergangenen eine verborgene Argumentationsfigur historischer Erkenntnisgewinnung bildete.²⁸

2. Wie entsteht der Geschmack des Archivs?

Wenden wir uns der Frage zu, was Arlette Farge unter dem *Geschmack des Archivs* verstand. Der Geschmack entsteht mit einer handwerklichen Geste, dem Abschreiben von Dokumenten. Man konnte ihn „haben“ (28), er mochte sich aber auch „einnisten“ (40). Jedenfalls eröffnet das französische *goût* ein weites semantisches Feld und lässt sich etwa mit Geschmackssinn, Manier, oder Stil aber auch als Geschmack und die Lust am oder einem Sinn für das Archiv übersetzen. In jedem Fall entsteht der *Geschmack des Archivs* in einer stillen Begegnung mit der Vergangenheit. „Sobald es gelesen wird, sondert sich etwas vom Archiv ab, schon durch die bloße Geste der Kopie oder Fotokopie.“ (51) Hier verdoppelt sich die Vorstellung vom Archiv, und Farges Konzeption nähert sich jener von Foucault. Hatte dieser aus Perspektive einer historischen Epistemologie das Archiv als System möglicher Aussagen aufgefasst, unterscheidet auch Farge zwischen der Behördenüberlieferung und einer neuen Form des Wissens. Ein Wissen, das mit der Arbeit der Historikerin entstand, und durch das „sich ein neues ‚Archiv‘“ (51) bildete. Interessierte sich Foucault also für die in einer Epoche allgemein gültigen Regeln des Sagbaren, ging es Farge um subjektive Aneignungsprozesse. Nur so könne sich die Ausgangsfrage gegen die Überfülle an archivalischer Evidenz behaupten. Ohne den Blick für das, was nicht gesagt wird, die Lücken und das Schweigen der

History, by Carolyn Steedman. New Brunswick NJ 2002, in: *History and Theory* 43 (2004) H. 2, 237–248, 238.
26 Georges Devereux, *Angst und Methode in den Verhaltenswissenschaften*, Frankfurt a.M. 1998; daran anschließend für die Geschichtswissenschaften in ihrem Verhältnis zum *linguistic turn*: Peter Schöttler, *Nach der Angst. Was könnte bleiben vom linguistic turn?*, *Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL)* 36 (2011) H. 1, 135–151.

27 Steedman, *Dust*.

28 Diesen Aspekt hat sie auch kürzlich wieder in einer ausführlichen Rezension von Jobs/Lüdtke, *Unsettling History* in: *History and Theory* 50 (2011) H. 3, 433–442 herausgestellt. In diesem Sinn auch Henning Trüper, *Das Klein-Klein der Arbeit: die Notizführung des Historikers François Louis Ganshof*, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 18 (2007) H. 2, 82–104.

Überlieferung²⁹, bestand die Gefahr einer Wiederholung staatlicher Gewalt, die in den Gerichtsakten niedergelegt war. Es galt, die Überlieferung des Staats „gegen den Strich“³⁰ zu lesen.

{BITTE LEERZEILE IM SATZ BEIBEHALTEN!}

Der *Geschmack des Archivs* entsteht also in der Praxis des Abschreibens und Kopierens, die eine lange und verzweigte Geschichte hat. Die historischen Gelehrten der Frühen Neuzeit wurden auf ihren Archivreisen häufig von Kopisten begleitet, deren Aufgabe darin bestand, akkurate Abschriften von Dokumenten herzustellen.³¹ Sie übertrugen – ganz wie ihre Verwandten in den Kanzleien – Buchstabe für Buchstabe in exakter Kopie. Ihre entscheidende Eigenschaft war es, nichts von dem lesen zu können, was sie feinsäuberlich in Kopie übertrugen. Der wörtliche Sinn der Texte blieb ihnen, die nicht in die Künste und Tugenden der Geschichte eingeweiht waren, verschlossen.³² Das Unverständnis gegenüber dem Text vermied hermeneutische Lesefehler und sicherte die Texte vor den Hilfskräften. Sie glichen „menschlichen Kopiermaschinen“, schreibt Anthony Grafton, „lange vor der Mikrofilmkamera und Rank Xerox“.³³ Mit dem Ende des Kopisten als blindem „Aufzeichnungswesen“ befand sich die Geschichtsschreibung „an der Schwelle zu einem Zeitalter ohne Handschrift“.³⁴ Vielleicht sollte man diese Beobachtung von Cornelia Vismann etwas einschränken: Es war ein Zeitalter, in dem die Schreib- und Vervielfältigungsmaschinen das Monopol von Hand- und Druckschrift ablösten und einen mechanischen Schreibprozess entstehen ließen, in dem sich Unbewusstes artikulieren konnte. Mit neuen Medientechniken verlor die Handschrift den privilegierten Kontakt zur Vergangenheit. Nicht nur Episoden und Geschichten, auch Momentaufnahmen und Stimmen konnten mit der Erfindung von Photographie, Grammophon und Film anders als schriftlich überliefert werden. So ist Farge überzeugt, dass die Handschrift der zu historischen Quellen gewordenen Dokumente der Vergangenheit heute „einen Effekt des Wirklichen“ heraufbeschwören können, „den kein Druckwerk hervorrufen kann“ (10). Dadurch ist ein Horizont historischer Einbildungskraft angedeutet, dessen Implikationen man nicht teilen

29 Dazu Arnold Esch, Überlieferungs-Chance und Überlieferungs-Zufall als methodisches Problem des Historikers, in: *Historische Zeitschrift* 240 (1985), 529–570.

30 So auch der Titel der hervorragenden Studie von Laura Ann Stoler, *Along the Archival Grain. Epistemic Anxieties and Colonial Common Sense*, Princeton NJ 2010.

31 Dazu neuere Literatur von Anthony Grafton, *What Was History? The Art of History in Early Modern Europe*, Cambridge 2006; Jan Marco Sawilla, *Antiquarianismus, Hagiographie und Historie im 17. Jahrhundert. Zum Werk der Bollandisten. Ein wissenschaftshistorischer Versuch*, Tübingen 2009; Martin Gierl, *Geschichte als präzisierte Wissenschaft. Johann Christoph Gatterer und die Historiographie des 18. Jahrhunderts im ganzen Umfang*, Stuttgart–Bad Cannstatt 2011.

32 Cornelia Vismann, *Akten. Medientechnik und Recht*, Frankfurt a.M. 2000, bes. 48–66.

33 Anthony Grafton, *Die tragischen Ursprünge der deutschen Fußnote*, München 1998, 65f.

34 Vismann, *Akten*, 49.

muss, der es aber jedenfalls verdient, untersucht zu werden.³⁵

Seit Beginn des 19. Jahrhunderts reisten wissenschaftliche Hilfskräfte durch ganz Europa, um in den Archiven Abschriften von Dokumenten für Editions Zwecke herzustellen. Auf den ersten, von der *Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde* finanzierten Forschungsreisen in den 1820er Jahren wurden möglichst exakte Kopien von Texten gesammelt. Als oberstes Prinzip galt die Autopsie, der Blick auf die Originale, der durch das Korrektiv der Kollation verdoppelt wurde. Diese frühen Reisenden der *Monumenta Germaniae Historica* fertigten selbst Abschriften an, oder wurden von „gelehrten Gehilfen“ begleitet, die sich auf das Abzeichnen und auf die Kollation verstanden. Das Abgleichen von Originalen im Archiv mit den Kopien³⁶ bildete die Grundlage für die eigentliche Editionsarbeit. Dabei kam es mehr als einmal vor, dass der Blick auf die Quellen ein historisch einmaliger Augenblick auf die Vergangenheit wurde; dann nämlich, wenn die Editoren die Pergamente und Papiere mit Chemikalien behandelten. Mit diesen stillen Praktiken inszenierten sie unfreiwillig einen emphatischen Moment der Authentizität, waren sie damit doch die ersten und letzten, die einen Blick auf die Schrift der Vergangenheit werfen konnten. Eines der Opfer dieses „Quellenblicks“³⁷ der Historiker war etwa die Handschrift St. Omer 666 aus dem 10. Jahrhundert, die im Januar 1876 kopiert wurde. Die Kollation im Archiv der *Monumenta Germaniae Historica* trägt einen Vermerk, der freilich nur für deren Mitarbeiter gedacht war: „Wo am Rande ein Strich gemacht [...], ist von mir im Codex Tinctur gebraucht, ohne die die ganz verlöschte Schrift auf geschwärztem Pergament nicht zu lesen war. Doch habe ich die Tinctur heimlich u ohne Erlaubnis der Biblioth. gebraucht.“³⁸ Das Original wurde nicht nur erst durch die Kopie hergestellt, hier wurde es durch das von philologischer Leidenschaft angetriebene Handwerk der Historiker zerstört. So verdeutlichte sich eine der grundlegenden Paradoxien historischer Forschung: nämlich der unerfüllbare Wunsch, die Vergangenheit im Original zu berühren oder ihr zumindest so nahe wie möglich zu kommen.³⁹ Michel de Certeau hat diesen Umstand für die Historiographie und indirekt auch für die Editionsarbeit kommentiert. „Die Wahrheit der Geschichte liegt in diesem Zwischenraum, dessen Grenzen die historische Arbeit festlegt, ohne einen Gegenstand

35 Dazu Mario Wimmer, *Archivkörper. Eine Geschichte historischer Einbildungskraft*, Konstanz 2012 [in Vorbereitung].

36 Zur Entstehung dieser Praxis siehe Sawilla, *Antiquarianismus*.

37 Das Konzept des Quellenblicks geht auf die Forschungen von Daniela Saxer zurück, vgl. Daniela Saxer, *Die Vermittlung des Quellenblicks im Geschichtsunterricht an den Universitäten Wien und Zürich (1833 bis 1914)*, in: Gabriele Lingelbach (Hg.), *Vorlesung, Seminar, Repetitorium: Universitäre Lehre im Fach Geschichte im historischen Vergleich*, München 2006, 87–104.

38 Gawlik, *Geschichte und Arbeit der Monumenta Germaniae Historica*. 38.

39 Zu diesem Motiv am Beispiel der Zeitreise etwa Valentin Groebner, *Das Mittelalter hört nicht auf. Über historisches Erzählen*, München 2008.

erzeugen zu können, der an die Stelle dieser Beziehung tritt.“⁴⁰

Kehren wir zurück zu Farges Beschreibung der stummen Geste des Abschreibens. Diese wiederholt sich, seit sie das erste Mal ausgeführt wurde, Tag für Tag, wenn Historikerinnen und Historiker ihrer Archivarbeit nachgehen. Für Farge liegt darin eine Urszene der Herausbildung des *Geschmacks des Archivs*. Sie beschreibt diese Momente unbestimmter Dauer in Abgrenzung von der disziplinierten Schreibe der Exzerpierung.

„Der Geschmack des Archivs vermittelt sich durch diese handwerkliche, langsame und wenig einträgliche Geste, mit der man Texte abschreibt, Stück für Stück, ohne weder die Form noch den Inhalt, weder die Orthographie noch auch nur die Interpunktion zu verändern.“ (19)

Bei der gleichförmigen Tätigkeit des Lesens würde sich in den Dokumenten die „nackten Spuren von Leben“ (10) zeigen. Dabei entstand ein „Zittern des Archivs“ zwischen Realität und Fiktion, das „trotz seiner möglichen Lügen so viel Wirkliches“ (26) in sich trug und zum Nachdenken anregte. Zunächst aber war das zielgerichtete Denken zugunsten einer „gleichschwebenden Aufmerksamkeit“ ausgesetzt. Man ist an einen Ratschlag Sigmund Freuds an den Analytiker erinnert, wie er sich dem Unbewussten des Patienten nähern sollte: „Man halte alle bewußten Einwirkungen von seiner [eigenen, M.W.] Merkfähigkeit ferne und überlasse sich völlig seinem ‚unbewußten Gedächtnisse‘, oder rein technisch ausgedrückt: Man höre zu und kümmere sich nicht darum, ob man sich etwas merke.“⁴¹ Die Akten, wiederum, mögen sich – homolog zum Patienten der Psychoanalyse – in freier Assoziation üben, um der Historikerin ausreichend Überraschung und Widerstand zu bieten. Farge ist überzeugt, dass man nur in diesem Modus in die Sprache der Vergangenheit eintauchen kann, in „die Syntax eines vergangenen Jahrhunderts“ (19).

In den knappen Sätzen der Gerichtsprotokolle verdichten sich Biographien auf wenige Zeilen. In ihnen klang ein ganz eigener Tonfall an. Man findet darin Aussagen in einer Form und Dichte wie in kaum einem anderen Quellentyp. Foucault hat seine Faszination für diese Textsorte deutlich zum Ausdruck gebracht. Als er Dokumente über *Das Leben der infamen Menschen* zusammenstellte, begründete er seine Auswahl nicht wissenschaftlich, sondern mit dem „Geschmack“, den er an den Dokumenten fand: „Die Auswahl, die man darin finden wird, hat als Regel nichts Bedeutenderes als meinen Geschmack, meine Lust, eine Emotion,

40 Michel de Certeau, *L'écriture de l'histoire*, Paris 1975, 50; hier zitiert nach dem Debattenbeitrag von Andreas Mayer, Schreiben im Zwischenraum. Noch einmal zu Michel de Certeau, in: *Historische Anthropologie* 11 (2003) H. 2, 305–310.

41 Sigmund Freud, Ratschläge für den Arzt bei der psychoanalytischen Behandlung [1912], in: *Gesammelte Werke*. Chronologisch geordnet, Bd. VIII: Werke aus den Jahren 1909–1913. Frankfurt a.M. 1999, 376.

das Lachen, die Überraschung, ein gewisses Erschrecken oder irgendein anderes Gefühl gehabt, bei dem ich mich vielleicht schwer tun würde, seine Intensität zu begründen, jetzt, wo der erste Moment der Entdeckung vergangen ist.“⁴² Foucaults Eindruck bei der Lektüre der Archivadokumente, schreibt er, war „physisch“⁴³.

Kann die Historikerin so den Königsweg zu einer im Archiv offenliegenden unbewussten Vergangenheit gehen? Zu einer Geschichte der Mentalitäten und der ephemeren Figuren? In seinem Nachwort zur deutschen Übersetzung deutet Alf Lüdtke an, wie Farges Vorgehen, „das Lesen selbst“ (103), sie in den Textfragmenten der Gerichtsakten jene vermeintlich namenlosen Stimmen aus dem Volk vernehmen lässt, die von anderen Historikern ignoriert und bagatellisiert worden waren. Die Voraussetzung für diese Lesart ist die Überzeugung, dass in den Gerichtsakten – gegen den Willen der infamen Subjekte – von den Behörden „Leben“ zu Papier gebracht (12) und Ereignisse erzeugt wurden, die im Nachhinein historisch werden sollten, mit anderen Worten: Archive produzieren künftige Vergangenheit.

3. Medien der Unmittelbarkeit

Ein obsessiver Archivbenutzer der Vergangenheit war der niederländische Mediävist Johan Huizinga, der in seiner Beschreibung des „geistigen Prozesses der historischen Erkenntnis“ an die Archiverfahrung⁴⁴ seiner Leser appellierte: Wer mit den aus Handbüchern und Sekundärliteratur zusammengesetzten Aufmerksamkeitskriterien ein Archiv betrat, würde eine interessante Erfahrung machen. „Nunmehr lesen Sie die Quellen selbst, um durch die Bekanntschaft mit ihnen Ihre Vorstellung erst mit wahren Leben zu erfüllen. Ihre Erfahrung wird anfangs nicht frei von einer gewissen Enttäuschung und Verwirrung sein.“⁴⁵ Denn in den Quellen fanden sich keine so schematischen Aussagen wie in der Forschungsliteratur, die verstreuten Tatsachen ließen diese „in einem Nebel undeutlicher“⁴⁶ werden. Das Bild der Vergangenheit verwandelte sich von einem „Holzschnitt“ in eine „impressionistische Radierung“.⁴⁷ Für Huizinga, das zeigte Frank Ankersmit in einer erstaunlichen Analyse, reichte die Erfahrung im Archiv über rein wissenschaftliche Rationalität hinaus. Obwohl

42 Foucault, *Dits et Ecrits*, Bd. III, 310.

43 Michel Foucault, *Das Leben der infamen Menschen*, Berlin 2001, 9.

44 Zu den intellektuellen Praktiken seiner Notizführung vgl. Hennin Trüper, *Unordnungssysteme. Zur Praxis der Notizführung bei Johan Huizinga*, in: *zeitenblicke* 10 (2011), Nr.1, URL: http://www.zeitenblicke.de/2011/1/Trueper/index_html (17.12.2011).

45 Johan Huizinga, *Im Banne der Geschichte. Betrachtungen und Gestaltungen*, Amsterdam 1942, 31.

46 Ebd., 31f.

47 Ebd., 32.

Ankersmit die Einsichten des historischen Konstruktivismus anerkannte, war er fasziniert von jenen Beispielen historischer Erkenntnis, die sich über dessen Skepsis hinwegsetzte. Entgegen der epistemologischen Grundannahme, die Vergangenheit sei unwiederbringlich vorbei und historische Forschung ließe sich empirisch lediglich auf die Überreste dieser Vergangenheit beziehen, widmete er sich jenen Historikern, die es für möglich hielten, mit der Vergangenheit mittelbar in Berührung zu kommen.⁴⁸ Auf so ein Moment der Präsenz und der Intuition der historischen Erkenntnis kam Huizinga in einer Passage über den Umgang mit historischen Dokumenten zu sprechen:

„Ja, ich gehe noch weiter, es kann sein, dass ein historisches Detail, in einem Stich, oder in einem notariellen Dokument [...] mir plötzlich den Eindruck *eines unmittelbaren Kontakts mit der Vergangenheit* geben, eine Wahrnehmung so tiefgründig wie der größte Kunstgenuss eine beinahe *ekstatische Erfahrung* nicht mehr ich selbst zu sein, in eine Welt außerhalb von mir abzugleiten, *das Gefühl mit der Essenz der Dinge in Berührung zu kommen*, eine Erfahrung von Wahrheit durch Geschichte. [...] Das ist die Natur dessen, was ich *historische Erfahrung* nenne.“⁴⁹

In dieser Schilderung wurden die Quellen zu Medien der Unmittelbarkeit. Die Sprache der Geschichte sollte ein Gefühl von Realität vermitteln. Sie sollte in einer Art mystischen Umarmung den Menschen mit der Welt versöhnen und in eine *ekstasis* im Sinn mittelalterlicher Mystik führen, in einen „Zustand, in den die Seele durch Übung (Askese) und Reinigung (Katharsis) von allen Begierden, durch beständige Konzentration der Aufmerksamkeit auf die Inhalte der produktiven Phantasie gerät, als (vermeintliche) unmittelbare Erfassung des Göttlichen.“⁵⁰ Dadurch geriet für den Augenblick der historischen Erfahrung – und nicht für die nachhaltige historische Erkenntnis – der grundsätzlich unaufhebbare Unterschied zwischen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in Vergessenheit. Diese unmittelbare „Identifikation mit der Realität sollte [...] nicht ein Triumph des Selbst über die Welt sein“, sondern das „Ich“ sollte sich dabei der Welt in völliger Hingabe aussetzen.⁵¹ Huizinga sprach dann nicht mehr von historischer Erfahrung, sondern von historischer *Empfindung*, dem Erleben der Vergangenheit in ekstatischer Präsenz. Bei diesem Erleben von historischer Unmittelbarkeit handelte es sich gewiss um singuläre Ereignisse, die nicht ohne die mittelbaren Dinge aus der Vergangenheit herstellbar

48 Frank R. Ankersmit, *Sublime Historical Experience*, Stanford 2005, 14f.

49 Johan Huizinga, *Het historisch museum*, in: ders., *Verzamelde Werken*, Bd. 2, Nederland, Haarlem 1948, 566 [übersetzt v. Verf.].

50 Rudolf Eisler, *Ekstase* [Art.], in: ders., *Wörterbuch der philosophischen Begriffe und Ausdrücke*, Berlin 1904.

51 Ankersmit, *Sublime Historical Experience*, 132.

sind. Umso wichtiger, so Ankersmit, blieben sie für die Arbeit der Historiker. Die Wahrheit der Geschichte liege weniger darin, wahre Aussagen über die Vergangenheit zu treffen – das bliebe selbstverständlich weiterhin eine unhintergehbare Regel –, sondern vielmehr darin, ein Bild der Vergangenheit zu geben, das die vergangene Gegenwart unmittelbar zugänglich mache.

Aber geht es darum, wie man im ersten Moment vermuten möchte, die Aura der Objekte der Vergangenheit zu feiern? Etwa, wenn Farge schreibt: „Die Entdeckung des Archivs ist, als würde einem Manna geschenkt, und sie rechtfertigt vollkommen seinen Namen: Quelle.“⁵² (12) Farges Text gibt genug Anlass zu dieser Vermutung, so dass Lüdtko im Nachwort vom „Genuss des Archivs“ (102) sprechen kann, in den die Beschreibung des Geschmacks an mancher Stelle übergeht. Doch Farge geht es hier um ein Argument, das man angesichts ihres mächtigen Erzähltons beinahe überliest. *Der Geschmack des Archivs* ergibt sich für sie aus dem Handwerk der Historikerinnen und Historiker. Ähnlich wie die Papiere und Dokumente einer Eigenlogik folgen, bleibt die Hand im Dienst einer hermetischen Praxis. Ihre eigenwillige Beschreibung des Exzerpierens ist zentral dafür, was wir unter Geschmack zu verstehen haben. Sie spricht von einem taktilen Gedächtnis, *souvenir digital*, einem Finger-Gedächtnis der Archivarbeit, das im Zeitalter des digitalen Gedächtnisses neue Bedeutung bekam (47). Es begann damit, die Archivalien „von Hand entgegenzunehmen“ und setzte sich in einer Reihe stummer Gesten fort. „Sie sind vertraut und einfach, sie reinigen das Denken, hobeln dem Geist die Überspitzungen ab und schärfen die Neugierde.“ (46) Ein Lob der Handarbeit gelehrter Praktiken, eine Poetik ihrer Langsamkeit, denn diese Arbeiten müssten, so Farge, „ohne Hast ausgeführt“ (46) werden.

„Als ob die Hand, die auf ihre Weise die Form der Silben und Worte von damals wiedergibt – *die Syntax eines vergangenen Jahrhunderts* – sich auf diese Weise mit viel größerer Kühnheit in jene Zeit einführte, als es durch durchdachte Notizen möglich ist, bei denen die Intelligenz schon vorher aussortiert, was ihr unverzichtbar erscheint – und den Großteil des Archivs beiseite lässt.“ (19; Hervorh. v. Verf.)

Ironischerweise entzieht sich dieses implizite Wissen⁵³ des Schreibprozesses weitgehend seiner Beschreibung – was man beim Tun weiß, lässt sich schwer in Worte fassen. Das erklärt vielleicht den literarischen Gestus und den poetischen Überschuss, der dieser spontanen Philosophie der Archivarbeit anhaftet. Was bleibt, sind Einblicke in das Denken jenseits

52 Zur Quellenmetaphorik Michael Zimmermann, Quelle als Metapher. Überlegungen zur Historisierung einer historiographischen Selbstverständlichkeit, in: *Historische Anthropologie* 5 (1997) H. 2, 268–287; Hans Blumenberg, *Quellen*, Marbach 2009.

53 Michael Polanyi, *Implizites Wissen*, Frankfurt a.M. 1985.

großer Argumente, für das sich Farge auch in ihrer historiographischen Arbeit interessiert. Freilich erschöpft sich die Forschung der Historikerin nicht in der Handarbeit. Sie setzt sich bis in die Darstellung hinein fort. So darf auch ihr manchmal gewöhnungsbedürftiger Stil nicht als Ästhetisierungsversuch abgetan werden. Das Schreiben über die Vergangenheit als Geschichte ist kein Forschungsbericht, sondern die Form der Darstellung wird zum konstitutiven Teil der Argumentation.

4. Archiv und Fiktion

In der deutschen Fassung von *Der Geschmack des Archivs* erscheint Farge als die emphatische Erzählerin, zu der sie inzwischen geworden ist. Die feine Ironie des französischen Texts wird als direkte Kritik an der analytischen Geschichtsschreibung übersetzt.⁵⁴ Farge war als eine der späten Exponentinnen der *Nouvelle histoire* damals jedoch zweifellos einer analytischen Geschichtsschreibung verpflichtet, und hat diese nie ganz aufgegeben – weder in *Der Geschmack des Archivs* noch in späteren Arbeiten – auch wenn sie ihre Analyse überraschenden, und oft übersehenen Momenten der Archivarbeit öffnet. So nimmt der Archiv-Essay eine interessante Position in der Reihe von Farges Büchern ein. Hatte sie sich in ihren ersten Arbeiten einer analytischen, wenn auch nicht streng wissenschaftlichen, Geschichtsschreibung verschrieben, wandte sie sich später mehr und mehr der Narration, in einem experimentellen Text sogar explizit der Fiktion zu. Gemeint ist die unkonventionelle „Gelegenheitsarbeit“, wie Farge sie selbst nannte, *La nuit blanche* von 2002, in der sie sich einmal mehr dem Leben des Volkes Ende des 18. Jahrhunderts widmete. Diesmal wagte sich die Historikerin tatsächlich ins Reich der Fiktion. Sie war von einer Intendantin gebeten worden, einen Text für die Bühne zu schreiben. Die Theatermacherin entschied sich letztlich, auf ältere Arbeiten von Farge zurückzugreifen. Trotzdem wurde ihr Text veröffentlicht. Das Ergebnis ist eine Archivfiktion, die weit über das hinausgeht, was Natalie Zemon Davis darunter in *Fiction in the Archives*⁵⁵ verstanden wissen wollte. Farge interessierte sich nicht, wie Davis, für die Fiktionen *in* den Gerichtsakten, sondern wurde selbst zur Erzählerin einer historischen Fiktion, „die auf der Grundlage von dem, was ich von meiner üblichen Arbeit als Historikerin des 18. Jahrhunderts wusste,“ verfasst war.⁵⁶ Damit

54 Ich danke Peter Schöttler für diesen Hinweis.

55 Deutsch unter anderem Titel als Natalie Zemon Davis, *Der Kopf in der Schlinge. Gnadengesuche und ihre Erzähler*, Frankfurt a.M. 1998 [engl.: *Fiction in the Archives. Pardon Tales and their Tellers in 16th-century France*, Stanford 1987].

56 Arlette Farge, *La nuit blanche*, Paris 2002, 7: „Mais d’une fiction qui avait pour socle ce que je savais par

übertrat sie eine Grenze, die sie in *Der Geschmack des Archivs* noch verteidigt hatte. In *La nuit blanche* verweigerte sie sich der Analyse von Akten, stattdessen wandte sie sich den Emotionen zu – jedoch nicht denjenigen der historischen Figuren, sondern den Gefühlen der Historikerin bei ihrer Arbeit. Sie beschrieb ihr Vergnügen über der Lektüre der Fragmente vergangenen Lebens. Sie wollte den Alltag des 18. Jahrhunderts nachempfinden.

Davis verfasste mit zwei Jahre vor der ersten Veröffentlichung von *Der Geschmack des Archivs*, ebenfalls eine Geschichte über Leben und Tod im frühneuzeitlichen Frankreich, die auf ganz andere Weise eine Auseinandersetzung mit dem Ort des Archivs und dem Schreiben von Geschichte war. Ihr Buch setzte sich aus den vielen kleinen Geschichten zusammen, die Männer und Frauen im 18. Jahrhundert an den König gerichtet hatten, um Gnade vor dem Recht zu erlangen. Viele dieser Bittschreiben wurden in französischen Archiven überliefert. Daraus ergab sich eine Mischung aus Geschichte, Literatur und Recht. Auch Davis beschrieb ihr Lachen über der Lektüre dieser Archivminiaturen, und fragte sich, wo es seinen Ausgang nahm. War es die Kürze der Form, der Umstand, dass sie seltsam distanziert in dritter Person verfasst waren? Die überraschenden Wendungen und Ausflüchte – oder war es ein Auflachen über den Schrecken, der in diesen Geschichten steckte? Jedenfalls war sie fasziniert von der literarischen Qualität dieser Geständnisse und ihrer narrativen Form. Eine konventionelle quellenkritische Lektüre hätte die spezifische Qualität dieser Aussagen übersehen. Der dokumentarische Wert dieser Geschichten aus dem Archiv, so meinte sie, bestand in ihrer Fiktionalität, die analytisch zu verstehen, das Anliegen ihres Buchs war. Trotz der unbestreitbar hohen ästhetischen Qualität der Texte von Davis machte sie hier und auch später überdeutlich, dass sie selbst keinesfalls Literatur schrieb. Vielmehr ging es ihr darum, historische Analyse mit Imagination dort zu ergänzen, wo durch Lücken in der Überlieferung empiristische Methoden zu unangemessener Darstellung führen. Dabei blieb unmissverständlich, dass derartige Interpolationen stets deutlich ausgewiesen und mit wissenschaftlichen, keinesfalls literarischen Mitteln ausgeführt werden durften.⁵⁷

5. Kommunikation mit dem Archiv

In Farges Arbeit und in ihrer Beschreibung des Archivs kommt diesem ein eigener Sinn zu.⁵⁸

mon travail habituel d'historienne du XVIIIe siècle.“

⁵⁷ Natalie Zemon Davis, Imagination, in: Anne Kwaschik/Mario Wimmer (Hg.), Von der Arbeit des Historikers. Ein Wörterbuch zu Theorie und Praxis der Geschichtswissenschaft, Bielefeld 2010, 107–110.

⁵⁸ Zum Eigensinn der Vergangenheit in der historischen Arbeit: Philipp Müller/Ludolf Kuchenbuch/Alf Lütke, Von geküssten Madonnen und Papiergeruch, Schreibtischachsen und Karteileichen. Ein Gespräch über den

Im Archiv materialisiert sich für sie etwas wie das „Vetorecht der Quellen“⁵⁹. Es lassen sich heuristisch vier starke Vorstellungen von der Kommunikation mit Archiven unterscheiden, von denen mehr als eine in Farges Text gegenwärtig ist. Zunächst wäre das ein Blick ins Archiv, der dort vorliegende Aussagen als eine Serie von Vorgängen oder Ereigniszusammenhängen liest. So wichtig diese Lesart des Archivs ist, sie bildet hier nur den Hintergrund, um drei andere Formen davon abzuheben, die sich auf das Individuelle und weniger auf strukturelle Zusammenhänge und Prozesse beziehen: *erstens* das Sprechen mit den Toten, *zweitens* die Wiederbelebung individueller Leben und *drittens* die mittelbare Erfahrung von Präsenz.

Sprechen mit den Toten {BITTE DIESE ZWISCHENTITEL NACH MÖGLICHKEIT NICHT NUMMERIEREN}

Gegen Ende ihres Essays spricht Farge von der „recht unvernünftige(n) Überzeugung, dass man Geschichte schreibt, nicht um sie zu erzählen, sondern vielmehr (um) eine tote Vergangenheit sprachlich zu artikulieren“ (147). Das Sprechen mit den Toten ist eine Vorstellung der Bezugnahme auf Vergangenheit, die ein antikes Motiv aufnimmt und zumindest auf den Humanisten Cyriacus von Ancona zurückgeht.⁶⁰ Dieses Modell wurde seit den achtziger Jahren vom *New Historicism* wiederbelebt⁶¹, und kürzlich vom Osteuropahistoriker Karl Schlögel emphatisch erneuert. In einem Gespräch hat er dieses Moment historischer Arbeit anschaulich beschrieben:

„Ich denke aber, dass es eine der größten Schwierigkeiten für Historiker ist, eine Position herzustellen, von der aus man mit den vergangenen Generationen von Gleich zu Gleich sprechen kann. Das ist ein ganz großes Problem der historischen und intergenerationellen Kommunikation. Ich würde sagen, es gehört fast ein Historikerleben dazu, diese Umgangssicherheit mit den Toten zu gewinnen, mit ihnen von Gleich zu Gleich zu sprechen. Nicht von oben herab und nicht von unten herauf. Nicht herrschaftlich und nicht subaltern. Ja, und die Schwierigkeit, das wissen Sie, besteht darin, dass wir, die Aktiven,

„Eigensinn des Gewesenen“, in: *Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften* 18 (2007) H. 2, 159–177.

⁵⁹ Reinhard Koselleck, *Standortbindung und Zeitlichkeit. Ein Beitrag zur historiographischen Erschließung der geschichtlichen Welt*, in: Reinhard Koselleck/Wolfgang J. Mommsen/Jörn Rüsen (Hg.), *Objektivität und Parteilichkeit in der Geschichtswissenschaft*, München 1977, 17–46.

⁶⁰ Dazu Anthony Grafton, *Bring Out Your Dead. The Past as Revelation*, Cambridge MA 2002, 37; ich danke Valentin Groebner für diesen Hinweis und die Einsicht in das unpublizierte Manuskript seines Vortrags vom 5. Mai 2011 am Institute of Advanced Study in the Humanities der Universität Bern: Valentin Groebner, *In der Zeitmaschine. Revivals, Anachronismen, Gespenster* [Ms.].

⁶¹ Dazu Catherine Gallagher/Stephen Greenblatt, *Practicing New Historicism*, Chicago 2000.

und die Toten zum Schweigen verurteilt sind.“⁶²

Mit de Certeau könnte man antworten, dass es nicht um ein Sprechen *mit*, sondern *über* die Toten geht. „Der Diskurs über die Vergangenheit hat den Status, Diskurs über die Toten zu sein“, schreibt er in seiner Auseinandersetzung mit den fiktionalen Elementen empirischer Geschichtsschreibung. „Der Gegenstand, der dort behandelt wird“, und der in materieller Form in Archiven und anderen Institutionen der Überlieferung vorliegt, ist das Abwesende.⁶³ Er insistierte darauf, dass Geschichtsschreibung notwendiger Weise fiktionale Elemente enthalten müsste. Selbst wenn man dies anerkennt, lässt sich damit keineswegs der „nicht-wissenschaftliche oder proto-wissenschaftliche Charakter historischer Forschungen“ belegen, wie Hayden White dies behauptet hat.⁶⁴ Die Geschichtsschreibung konstituiert sich maßgeblich über die Unterscheidung zwischen historischer Realität und Fiktion. Und doch reicht es nicht aus, diesen Unterschied zu proklamieren, vielmehr muss er genau beschrieben und im Detail untersucht werden.

Wiederbelebung individueller Leben {BITTE DIESE ZWISCHENTITEL NACH MÖGLICHKEIT NICHT NUMMERIEREN}

Ein bestimmter Typ geschichtswissenschaftlicher Studien ist von einer prosopographischen⁶⁵ Sehnsucht getragen; von der Hoffnung auf eine Wiederbelebung individueller Leben der Vergangenheit. Der und dem Einzelnen soll eine Stimme gegeben werden, um sie zum Teil einer allgemeinen Geschichte zu machen. Davon zu unterscheiden ist eine Form der Geschichtsschreibung, in der es nicht einfach um individuelle Schicksale geht. Die und der Einzelne werden zu Figuren, die für Begriffe eintreten können – eine Denkfigur, die seit Leopold von Ranke oder Jules Michelet die Geschichtswissenschaft von der Philosophie unterschied. Auch wenn sich die Historiker lange den großen Männern widmeten, so geschah dies, wie später gelegentlich unterstellt, nicht in vollkommen naiver Absicht. Und doch nahm eine erneuerte Geschichtswissenschaft Anfang des 20. Jahrhunderts davon Abstand. So wies Jacques Rancière in einer Analyse der rhetorischen Strategien der *Nouvelle histoire* nach, wie diese sich einem neuen Helden zuwandte, „der Menge der Unbekannten“⁶⁶, und wie sie

62 Alexander Kraus/Walter Sperling, „Abenteuer des Lebens“ – Karl Schlögel über die Vergegenwärtigung von Geschichte [Gespräch], in: *zeitenblicke* (Themenheft „Notation. Niederschrift. Geschichte.“) 9 (2010) H. 2, 5.

63 Certeau, *Das Schreiben der Geschichte*, Frankfurt a.M. – New York 1991, 67.

64 Hayden White, *Metahistory. Die historische Einbildungskraft im 19. Jahrhundert in Europa*, Frankfurt a.M. 1991, 569; dazu Otto Gerhard Oexle, *Sehnsucht nach Klio*, Hayden Whites „Metahistory“ – und wie man darüber hinwegkommt, in: *Rechtshistorisches Journal* 11 (1992), 1–18.

65 Hier als rhetorische Technik des Stimmegebens, nicht als historiographische Methode der Kollektivbiographie, vgl. Bettine Menke, *Prosopopoiia, Stimme und Text*, München 2000.

66 Jacques Rancière bezieht sich in die *Die Namen der Geschichte*, Frankfurt a.M. 1994, 12-13 auf ein Zitat aus Louis Bourdeau, *L’Histoire et les historiens*, Paris 1888, 122.

versuchte, ihnen eine Stimme zu geben.⁶⁷ Seine Analysen der Repräsentationsstrategien der Geschichtswissenschaft waren, so Farge, wie „ein Stachel in der Seite der Sozialgeschichte“.⁶⁸ So würde es später auch den Geschlechterhistorikerinnen und unter ihnen nicht zuletzt Farge um etwas Ähnliches gehen: „Das Archiv ermöglicht, Stück für Stück, eine lebendige Skizze dieser Frau“ (31), die jedoch nicht als Individuum, sondern als „weibliche Figur“ (33) erscheint. So bietet das Studium von Archivadokumenten Farge ein Modell, das Geschlechterverhältnis historisch zu beschreiben: „Dank des Archivs ist die Frau nicht ein abgetrennter Gegenstand, anhand dessen man Sitten und Gebräuche aufzuzeigen beliebt, sondern ein Wesen, das auf spezifische Weise im sozialen und politischen Leben seiner Zeit verankert ist – in der männlichen Welt verankert, indem sie jeden Tag ihre Rolle spielt.“ (31) Farges Lesart des Archivs geht über die bürokratischen Aktenverläufe hinaus. Es geht ihr nicht primär darum, historische Prozesse aus Vorgängen zu rekonstruieren, sondern um das „Erscheinen“ (28) einer Existenz in den Gerichtsakten und die spezifischen Redeweisen darüber. Darin bestünde die Produktion von Sinn. „Das Wirkliche des Archivs wird nicht nur eine Spur, sondern auch eine Anordnung der Figuren der Wirklichkeit; das Archiv entfaltet stets unendlich viele Beziehungen zur Wirklichkeit.“ (28)

Erfahrung von Präsenz {BITTE DIESE ZWISCHENTITEL NACH MÖGLICHKEIT NICHT NUMMERIEREN}

Davon lässt sich schließlich ein Modell der mittelbaren Erfahrung von Präsenz abgrenzen, das vor allem in den Literatur- und Kulturwissenschaften Konjunktur hat. Die Sehnsucht einiger ihrer Vertreter nach dem Realen ist wohl aus dem unvermeidlichen Umgang mit fiktionalen Texten gespeist. Prominentestes Beispiel für diese Konzeption ist der Komparatist Hans Ulrich Gumbrecht, der in *1926. Ein Jahr am Rande der Zeit* den gewiss nicht naiv ausgesprochenen Wunsch formuliert hat, beim Verfassen dieses Texts zumindest einen Augenblick der Vergangenheit noch einmal in Unmittelbarkeit zu erleben. Sein Ziel war es, die Leser vergessen zu lassen, dass sie nicht in der Vergangenheit leben. „Es geht darum, die größtmögliche Unmittelbarkeit zu erreichen, die für einen historiographischen Text (im Gegensatz etwa zu Photographien, Tondokumenten oder materiellen Gegenständen) zu schaffen ist“ und darum, dabei auf die Referenz auf eine vergangene Wirklichkeit zu bestehen. Gumbrecht sah in der Geschichte den Wunsch, die Grenze zu einem Zeitraum vor

67 Rancière, *Die Namen der Geschichte*.

68 Einmal mehr eine vollmundige Formulierung der Historikerin: Arlette Farge, *L’histoire sociale*, in: François Bédarida (Hg.), *L’histoire et le métier d’historien en France 1945–1995*, Paris 1995, 281–300, 290. Dazu Mischa Suter, *Ein Stachel in der Seite der Sozialgeschichte: Jacques Rancière und die Zeitschrift Les Révoltes logiques*, in: *Sozial.Geschichte Online* 5 (2011), 8–37

der eigenen Geburt zu überschreiten. Nur darin bestünde der Antrieb, Geschichte zu betreiben. „Wir wollen die vor unserer Geburt existierenden Welten kennenlernen und unmittelbar erleben.“ Eine Unmittelbarkeit, die nicht ohne Medien der Übertragung möglich war. Und doch wollte er die Vergangenheit berühren, sie riechen und schmecken.⁶⁹

5. Von der Sinnlichkeit des Archivs zur Analyse des historischen Sinns

Ich möchte mit einem Plädoyer schließen. Manche Leserin und mancher Leser mögen irritiert sein von Farges unverstellter Beschreibung der Archiverfahrung und darauf insistieren, dass diese Aspekte unserer Arbeit über eigentlich methodische Fragen hinausgehen. Das ist gewiss richtig. Ebenso wichtig ist es, diese Wahrnehmungen und dieses implizite Wissen im Prozess historischer Erkenntnis zu einem Teil des Verständnisses unserer Arbeit, vor allem aber der historiographischen Analyse zu machen. Ein Vorschlag von Bruno Latour mag dabei helfen, diese beiden Seiten geschichtswissenschaftlicher Erkenntnis analytisch zusammenzuführen. Folgt man seinen Überlegungen, so lässt sich für die Geschichtswissenschaften zeigen, wie der Bezug auf die Evidenz der Dokumente in Archiven lediglich die Voraussetzung für eine Darstellung ist, die notwendiger Weise über die Fakten hinausgehen muss. Dabei bleibt zu fragen, ob und in welcher Weise die Erfahrungen im Archiv in die Produktion historischer Erkenntnis eingehen, wo diese Erfahrungen ausgeklammert werden und gleichsam den Habitus, oder ein verborgenes Archiv unserer Denk- und Arbeitsweisen, bilden. Die unumgehbare Annahme dabei muss lauten, dass die wissenschaftliche Produktion historischen Wissens über das hinausgeht, was in den Texten der Historikerinnen und Historiker konventioneller Weise abgelegt ist. Mit Latour kann man von einer Art historisch-philologischem „*factish*“ sprechen, einer Ligatur aus Fakt und Fetisch. Der französische Wissenschaftsanthropologe zeigte in einer Reihe von Aufsätzen, wie das Objektverhältnis moderner Wissenschaft von diesem Doppelcharakter gekennzeichnet ist. Es ist an der Zeit, diese Erkenntnisse und Instrumente, die den Umweg über die Analyse moderner Naturwissenschaften genommen haben, zurück ins Feld der historisch-philologischen Studien zu bringen.⁷⁰ Vielleicht können wir damit ein besseres Verständnis dafür gewinnen, was die historische Forschung der Entstehung eines historischen Sinns verdankt und umgekehrt, wie sinnliche Elemente in die Produktion historischer Erkenntnis eingehen. Aus Latours Arbeiten

⁶⁹ Alle Zitate aus Hans Ulrich Gumbrecht, 1926. Ein Jahr am Rande der Zeit, Frankfurt a.M. 2003, 466f.

⁷⁰ Latour wurde in Biblexegese ausgebildet, der seine Theoriesprache einige Zauberworte, wie etwa Inskription, verdankt. Dazu Henning Schmidgen, Bruno Latour. Zur Einführung, Hamburg 2011.

zur Geschichte moderner Wissenschaften lässt sich die Einsicht gewinnen, dass wir nur dann eine adäquate Beschreibung der Arbeitsprozesse historischer Forschung erreichen, wenn wir eine Symmetrie zwischen faktischem und fetischistischem Verhältnis zu den Objekten historischer Erkenntnis akzeptieren.⁷¹

Vor diesem Hintergrund ist Farge ein durchaus unkonventioneller Versuch gelungen, über die in aller Regel ausgesparten Aspekte der Arbeit der Historikerin und des Machens von Geschichte zu schreiben. Ihr Essay kann Ausgangspunkt für weitere Überlegungen sein, wie wir damit umgehen sollen, dass in den methodischen Bekenntnissen gerade deutschsprachiger Geschichtsbücher häufig mehr verdeckt als offengelegt wird. Ich möchte vorschlagen, *Der Geschmack des Archivs* als ein Dokument und vielleicht einen ersten Beitrag zu einer Geschichte des *historischen Sinns* zu lesen. Was ist damit gemeint? Nicht „historische Sinnbildung“⁷², auch nicht „Geschichte als Sinnggebung des Sinnlosen“⁷³, sondern ein Sinn für die Vergangenheit, das Historische, ja, die Geschichte insgesamt.

In der Geschichtswissenschaft und der Wissenschaftsgeschichte gibt es ein erstarktes Interesse für eines der Themen, mit denen sich die historische Anthropologie seit langem beschäftigt: die Historizität der Sinneswahrnehmung,⁷⁴ die Geschichte der Emotionen⁷⁵ und Fragen der materiellen Kultur. Eine Geschichte des historischen Sinns müsste als Beitrag dazu formuliert werden und würde eine Erweiterung der Forschungen zur Geschichtskultur und der Historiographiegeschichte ermöglichen. Ausgehend von Farges Text lassen sich einige Anhaltspunkte dafür finden, und ich habe anzudeuten versucht, in welchen Passagen *Der Geschmack des Archivs* sich als Dokument der Geschichte eines historischen Sinns lesen lässt. Seit Aristoteles unterscheidet man fünf Sinne der Wahrnehmung, denen Michel Serres eine eindringliche Studie gewidmet hat,⁷⁶ und deren Spektrum durch die moderne Physiologie auf zumindest neun erweitert wurde. Heute gelten Temperatur- und Gleichgewichtssinn, Schmerzempfinden und Tiefensensibilität als natürliche Ausstattung des Menschen. Unsere

71 Vgl. Bruno Latour, *On the Modern Cult of Factish Gods*, Durham NC 2010. Zur Wichtigkeit von Latours Studien für die Historische Anthropologie vgl. Jakob Tanner, *Historische Anthropologie zur Einführung*, Hamburg 2004. Ich habe in einem Vortrag kürzlich einen Versuch in diese Richtung unternommen: *Archival bodies and philological factish, Fragments. A Research Colloquium*, 2. September 2011, Pembroke College, Centre for Material Texts, Cambridge UK.

72 Aus der Reihe seiner Arbeiten dazu Jörn Rüsen, *Zerbrechende Zeit. Über den Sinn der Geschichte*. Böhlau, Köln 2001.

73 Theodor Lessing, *Geschichte als Sinnggebung des Sinnlosen*, München 1919.

74 Für die umfangreiche Literatur zum Thema siehe etwa David Howes (Hg.), *Empire of the Senses: The Sensual Culture Reader*, Oxford 2004; Gert Dressel, *Historische Anthropologie. Eine Einführung*, Wien – Köln – Weimar 1996; kürzlich ist zum Thema ein von Martin Jay betreutes und eingeleitetes Forum „The Senses in History“ der *American Historical Review* 116 (2001) H. 2, 307–400 erschienen.

75 Einen guten Einblick in das Feld geben u.a. Claudia Benthien/Anne Fleig/Inge Kasten (Hg.), *Emotionalität. Zur Geschichte der Gefühle*, Köln 2000; Ute Frevert, *Was haben Gefühle in der Geschichte zu suchen?*, in: *Geschichte und Gesellschaft* 35 (2009) H. 2, 183–208.

76 Michel Serres, *Die fünf Sinne. Eine Philosophie der Gemische und Gemenge*, Frankfurt a.M. 1998.

sensorische Fähigkeit geht darüber hinaus. Mann muss nicht der Sinneslehre von Rudolf Steiner folgen,⁷⁷ um sich zu fragen, ob die Reihe der Sinne – kulturwissenschaftlich – ergänzt werden könnte. Sicher muss man nicht soweit gehen, dem historischen Sinn naturwissenschaftliche Würde angedeihen zu lassen, doch innerhalb einer Kulturgeschichte der Sinne sollte er berücksichtigt werden. Kürzlich ist eine literaturwissenschaftliche Anthologie erschienen, in der eine Geschichte des Möglichkeitssinns angedeutet wird.⁷⁸ Wenn sich eine Geschichte des Möglichkeitssinns denken lässt, sollte eine Geschichte des historischen Sinns bald Wirklichkeit sein.

77 Rudolf Steiner, *Zur Sinneslehre*, Stuttgart 1980.

78 Roland Innerhofer/Karin Harrasser/Katja Rothe (Hg.), *Das Mögliche regieren. Gouvernementalität in der Literatur- und Kulturanalyse*, Bielefeld 2011; darin insbesondere der Aufsatz von Niklaus Largier, *Das Mögliche denken. Musils Möglichkeitssinn, die Mystik und Foucaults Konzept der Kritik*, 21–37; sowie ders., „A Sense of Possibility“: Robert Musil, Meister Eckhart, and the „Culture of Film“, in: Hent de Vries (Hg.) *Religion: Beyond a Concept*, New York 2008, 739–749.